



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

A., M.v.: Militärische Bilder aus dem Kirchenstaat : die päpstliche Armee  
unter Lamoricière.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Militärische Bilder aus dem Kirchenstaat.

### 1. Die päpstliche Armee unter Lamoricière.

Die folgenden Mittheilungen gingen uns von einem deutschen Offizier zu, der vier Jahre im Heere des Papstes diente, und wir bringen sie als Ergänzung dessen, was General Lamoricière selbst in diesen Tagen über seine Wirksamkeit und die Ursachen seines Mißgeschicks im Römischen veröffentlicht hat.

Aus seiner Darstellung ging hervor, daß die rasche Ueberwältigung der päpstlichen Armee im freien Felde und die schnelle Einnahme der Festung Ancona keineswegs allein durch die Uebermacht der Piemontesen, von der die Verblendung unsrer reactionären Blätter so viel Geschrei machte, sondern ebenso sehr dadurch herbeigeführt wurde, daß, wie Alles im Kirchenstaat, auch das Heer auf schwachen Füßen stand und keinen Boden im Volke hatte. Lamoricière hatte gethan, was er konnte, er hatte sehr viel gethan. Aber er war eben, von der Regierung nicht genug unterstützt, von dem Volke bei jeder Gelegenheit verlassen und getäuscht, nicht entfernt im Stande gewesen, so viel zu thun, als nöthig war. Auf seine Bitten um Geld erhielt er unzureichende Summen, und diese gingen andere Wege, als die nächsten, sodasß die Soldaten sich bei ihren Märschen selbst helfen mußten, wodurch der Haß der Bevölkerung gegen die Armee noch gesteigert wurde. Bei der Verproviantirung Ancona's mußte man sich in Ermangelung „gutgesinnter“ Bürger an Lieferanten wenden, die den Sieg der Gegner wünschten, und die, als die Belagerung begann und der Befehlshaber der Belagerten das bestellte Mehl verlangte, zur Antwort gaben, es sei in den Mühlen vor der Stadt, die bereits in den Händen der Piemontesen waren. Dann aber war auch auf die Soldaten kein rechter Widerstand zu bauen. Wir haben viel von den heldenmüthigen Angriffen der Päpstlichen bei Castelfidardo hören müssen, und die katholische Kirche hat die dort Gefallenen als eine Schaar von Märtyrern gefeiert, ihnen Katafalle errichtet, ihren Seelen prächtige Todtenfeste veranstaltet und sie fast unter die Heiligen versetzt. Die Wirklichkeit war anders. Abgesehen davon, daß gemiethete Märtyrer eine neue Gattung sind, und abgesehen auch davon, daß sie für die Erhaltung fauler, verrotteter Zustände, für die Nacht und gegen den anbrechenden Tag kämpften und starben, kommt sehr vielen von ihnen nicht einmal das Prädicatum tapferer Leute zu. Die Italiener unter ihnen neigten zu ihren Landsleuten im gegnerischen Lager und bethätigten dies dadurch, daß sie bei Gelegenheit auf ihre eignen Kameraden feuerten. Lamoricière meint in dieser Beziehung, es sei nichts ganz Ungewöhnliches, daß eine Truppe im Treffen einmal auf die eignen Leute schieße,

aber hier habe das Feuer doch zu lange gedauert, als daß ein Versetzen angenommen werden könnte. Die Fremden waren im Allgemeinen wenig besser. Zum guten Theil in Uniform gesteckte Bummler, hielten sie sich der Mehrzahl nach schlecht im Feuer.

Alles das konnte der französische General wo nicht vor seiner Abreise von Belgien nach dem Kirchenstaat, doch bald nach seiner ersten Inspectionsreise im Römischen selbst ahnen. Wenn er blieb, so mögen ihn irgendwelche andere Gründe zurückgehalten haben. Gründe aus dem Vertrauen auf die eigne Kraft des Papstes waren es gewiß nicht. Daß er einen in frühern Feldzügen wohlervorbenen Ruf verloren hat, mag ihm und seinen Landsleuten schmerzlich sein. Wir haben keinerlei Ursache, ihn dafür zu bemitleiden. Wer einen guten Namen an eine schlechte Sache wagt, dem geschieht nur sein Recht, wenn er ihn darüber einbüßt. Von den Dornen ließt man keine Feigen, aus Schlamm macht man keine Schwerter, aus faulen Bäumen zimmert man keine Schiffe. Lamoricière hat es versucht, und ist darüber zum Don Quixote geworden. Der Dornbusch gab ihm eine blutige Ohrfeige, der Schlamm eine Waffe, die schon beim Ausholen zerbrach, der faule Baum ein Fahrzeug, das beim ersten Sturm sammt dem Ruf seines Führers zu Grunde ging. Habeat sibi, und möge es Seinesgleichen allenthalben ebenso ergehen!

Wir geben nun den Bericht unsres Offiziers über den Versuch Lamoricières mit der Reform des päpstlichen Heeres, dem später Notizen über die Belagerung Anconas folgen sollen:

Bis gegen Ende 1859 bestand die päpstliche Armee nur aus zwei Regimentern italienischer Linien-Infanterie mit einem dazu gehörigen Bataillon Jäger, zwei sechspfündigen Fußbatterien, jede zu sechs Geschützen, einem Regiment Dragoner zu vier Schwadronen, zusammen 600 Pferde, ferner aus der 4000 Mann starken Gendarmerie, endlich aus den zwei Fremden-Regimentern, in welche letzteren die Regierung das meiste Vertrauen setzte. Außerdem existirten noch zwei Bataillone Halb-Invaliden und eine Compagnie Invaliden.

Troßdem diese Armee höchstens 12,000 Mann stark war, kostete sie doch dem kleinen Staate verhältnißmäßig ein ungeheures Geld, einmal, weil sie angeworben war, dann weil die Besoldung gegenüber den andern Armeen ziemlich hoch stand, endlich aber, weil die ganze Heeresadministration, als höchst verwickelt und unpractisch, eine sehr bedeutende Anzahl höherer und niederer Beamten nothwendig machte, welche zum großen Theil besser für ihren eignen Vortheil als zum Wohle der Armee und des Staates zu manipuliren wußten.

In Bezug auf ihre Treue entsprachen diese Truppen ebenfalls nicht den Anforderungen, welche man mit Recht an Soldaten stellen kann. Sieht man

vollständig ab von der alten Erfahrung, daß in der Fremde geworbene Truppen niemals, oder doch nur in seltenen Fällen, die Ergebenheit gegen ihren Kriegsherrn haben können, wie sie die Kinder eines Landes ihrem angestammten Souverän und ihrem eigenen Vaterlande erweisen werden; (das Beispiel Friedrichs des Großen paßt nur so weit, als die betreffenden Fürsten auch große Männer sind) so kam hier hinzu, daß die päpstliche Regierung Vieles verabsäumte, um ihre geworbenen Truppen an sich zu fesseln.

Die Italiener, der größere Theil der Armee, waren zunächst den Wühlereien der geheimen revolutionären Vereine sehr zugänglich und konnten andrerseits keine besondere Neigung zu einer Regierung besitzen, welche von dem falschen Principe ausging, bei jeder Gelegenheit ihre nichtitalienischen Soldaten zu bevorzugen. Ein Fremdensoldat erhielt bei seinem Engagement fast doppelt so viel Handgeld als ein Eingeborner; sein täglicher Sold war um einen Bajocco (gleich  $\frac{1}{2}$  Sgr.) höher als der des letztern; sogar in der Bekleidung waren die Ausländer besser gestellt, als die Italiener, und endlich wurden jene ihnen auch im Avancement und bei jeder Art von Auszeichnung vorgezogen. Bei dem Abscheu, den jeder Italiener vor dem Soldatenhandwerk hat, bei der Verachtung, welche er bisher sogar die Uniform hegte, kann man sich leicht denken, daß nur im äußersten Nothfall ein Italiener sich in die päpstliche Armee einreihen ließ, und so kann man sich eine Vorstellung machen, aus welchen unzuverlässigen Elementen der italienische Theil derselben bestand. Eine Ausnahme hievon war jedoch die 4000 Mann starke Gendarmerie (Carabinieri), eine Elitetruppe, theils zu Pferde, theils zu Fuß, sehr gut besoldet, welche das eigentliche land- und stadtpolizeiliche Sicherheitsorgan bildete. Da dieselben als Spione und Schergen der Regierung mehr noch als alle übrigen Heerestheile gehaßt wurden, so kamen sie nur auf dienstlichem Wege mit dem Volke in Berührung, und Folge davon wieder war, daß die Gendarmerie bis zu Ende die treueste Truppe des Papstes blieb.

Die Fremdentruppen, vom Volke fälschlich Schweizer genannt, bestanden aus sehr verschiedenen Nationalitäten: deutschen, französischen und italienischen Schweizern aller zweiundzwanzig Cantone, kaiserlichen Franzosen, kaiserlichen, königlichen und herzoglichen Deutschen aus allen Gauen, einigen Spaniern und Belgiern, und in der allerletzten Periode auch aus Ungarn, Polen und Croaten. Dieses zusammengewürfelte Corps rekrutirte sich aus drei Werbedepôts: Feldkirch in Vorarlberg, Pontarlier und Marseille in Frankreich. Diese Depôts wurden von den betreffenden Regierungen stillschweigend geduldet; auf jedem derselben befand sich ein Werbeoffizier mit zwei bis drei Unteroffizieren, welche auf unglückliche Leute so zu sagen angethan. Namentlich lieferte Feldkirch in Vorarlberg vermöge seiner günstigen Lage in der Nähe der Schweiz, Württembergs, Badens, Bayerns und Tirols die reichste Beute,

meistens mittellose oder arbeitscheue Handwerksburschen, die sich dahin verirren, junge und alte Verbrecher, die sich dahin flüchteten, und Abenteuerer, welche entweder ihr Glück versuchen wollten, oder solche, die bereits drei oder vier Herrn gedient hatten und sich jetzt dem fünften verschreiben wollten. Auf diesen Werbedepôts scheute man sich wie bei allen solchen Anstalten vor Unwahrheiten nicht, und malte den Leuten, welche man fangen wollte, ihre italienische Zukunft und zunächst das beim Regiment zu erwartende Handgeld weit glänzender aus, als die Verführten es nachher finden konnten. Damit war der erste Grund zu Mißvergnügen und Mißtrauen gelegt, aber deren gab es noch unzählig viele. — Unter den verschiedenen Elementen, aus denen die Fremdenregimenter bestanden, gab es manchen talentvollen jungen Mann, welcher, nachdem er seinen wahren ersten Lebenszweck verfehlt hatte, doch noch so viel moralische Kraft besaß, sich durch Kenntnisse, Fleiß und dienstliche Brauchbarkeit zum Offizier heranzubilden. Aber bei den Fremdenregimentern des päpstlichen Heeres war ihnen diese Carrière versperrt. Wenn auch den Gesetzen nach ein jeder bis zum Offizier avanciren konnte, so schien dieses Recht dennoch den Schweizern, und unter diesen wieder denen aus den Sonderbundscantonen reservirt zu sein. Der Franzosen und Deutschen, welche es dahin gebracht haben, sind sehr wenige. Die höhern Offiziere hatten fast ohne Ausnahme bereits in den 1849 aufgelösten Schweizerregimentern gedient und sorgten außerordentlich für ihre in der Schweiz residirenden Herren Söhne, Neffen und Vettern. Diese, meist Menschen ohne irgendwelche militärwissenschaftliche Ausbildung, oft selbst ohne Erziehung und Lebensart, Leute, die bisher irgend ein Handwerk getrieben, den Pflug oder den Hirtenstab geschwungen hatten, bedurften zur Erlangung eines römischen Offizierbrevets nur die nöthigen Mittel, um auf ihre Kosten zwanzig bis dreißig Rekruten auf eines der Werbedepôts zu liefern. Sie kamen dann als Offiziere in das Regiment, man machte sie mit den Handgriffen und den nothwendigsten Commandoworten einigermaßen bekannt, und so traten sie nach wenigen Tagen vor die Front eines Pelotons, welches oft genug Gelegenheit hatte, sie hell auszulachen. Aus allen diesen Gründen konnten auch die Fremdentruppen kein Vertrauen auf ihre Führer setzen und trotz der verhältnißmäßig hohen Löhnung keine besondere Liebe zu ihrem Gouvernement haben. Daß das Eine wie das Andere mangelte, gab sich besonders durch die in unzähliger Menge vorkommenden Desertionen kund. Die Behandlung war im Allgemeinen milde, aber höchst willkürlich.

In militärischen Leistungen waren diese Truppen denen einer regulären Nationalarmee nicht entfernt zu vergleichen. Das Regiment und die Bekleidung so wie die Bewaffnung waren genau französisch, nur bei den italienischen Corps waren die französischen Commandoworte ins Italienische übersetzt.

Beim Wachdienst hingegen bediente man sich nur des Italienischen, sowie auch das ganze Rechnungswesen in dieser Sprache geführt werden mußte. Da der Hauptzweck der Armee zunächst nur der war, Ruhe und Sicherheit im Lande aufrecht zu erhalten, so waren die Regimenter sehr zerstückelt und in die verschiedenen Städte und Ortschaften detachements- und garnisonsweise vertheilt. So war z. B. das zweite Fremdenregiment, welches noch im Jahre 1859 im Juni die Romagna und die Marken besetzt hielt, über die Städte Faenza, Forlì, Cesena, Rimini, Pesaro, Macerata und Fermo vertheilt, also auf eine Strecke von dreißig deutschen Meilen dislocirt. Die militärischen Uebungen beschränkten sich deshalb größtentheils auf das Pelotonsexerziren. Nur selten konnte ein Bataillonsexerziren stattfinden, und wurde ein solches befohlen, so blamirten sich in der Regel Bataillonscommandeur und Offiziere vor ihren Soldaten.

Die Bewaffnung der Infanterie bestand in einem glatten Percussionsgewehr mit Bayonnet und einem Fäschinmesser als Seitengewehr. Die Jäger hatten gezogene Minié-Stutzen, auf welche sie ihr Seitengewehr, den Yatagan, pflanzten. Das Material der Artillerie war ziemlich alt, nach französischem Modell, die Kanoniere trugen Karabiner. Die Dragoner endlich, welche sehr schön beritten waren, führten den Pallasch und 2 Pistolen.

Der nur durch Räuberbanden gelegentlich gestörte Friede, welcher von 1849 bis gegen das Ende 1859 im Römischen geherrscht, hatte ebenfalls viel dazu beigetragen, um in der Armee einen sehr schlaffen und trägen Geist einzutreten zu lassen. Die verschiedenen Corps waren gegen einander voll Haß und Neid, im Innern der Regimenter und Bataillone herrschten dieselben Leidenschaften. Von Kameradschaftlichkeit war wenig die Rede. Bei den Fremdenregimentern namentlich waren Zerwürfnisse und Zänkereien aller Art an der Tagesordnung. Die Deutschen vertrugen sich mit den Schweizern nicht, da diese überall vorgezogen wurden; diese unter sich machten ebenfalls Rangunterschiede je nach den verschiedenen Cantonen. Ein Soldat oder Offizier aus Wallis, oder ein Friburger, der den Herrn Obrist oder den Herrn Major zum Nachbar oder Gevattermann zu haben sich rühmte, galt mehr als ein St. Galler oder ein Berner. Am meisten gehaßt jedoch waren die Franzosen, obgleich sie entschieden unter allen Nationalitäten die beste Kameradschaft zu halten wußten.

Ein besonders schlimmes Zeichen vom Verfall militärischen Geistes war es, daß Jeder den sichersten Weg zum Avancement darin erkannte, wenn er sich zum Spion seiner Vorgesetzten erniedrigte. Machte er den Sbirren, verläumdete er seine Kameraden, schmeichelte er bei den Vorgesetzten, spielte er brav den Scheinheiligen, so wurde er befördert. Auf Kenntnisse und Bildung wurde seitens der Oberoffiziere bei Vorschlägen zur Beförderung selten viel

Rücksicht genommen, und die intelligenteren, strebsameren Deutschen brachen sich höchstens zu solchen Plätzen Bahn, wo sie vermöge ihrer rasch erworbenen Sprachkenntniß und ihrer sonstigen Fähigkeiten unentbehrlich waren.

Die Disciplin war äußerst locker. Obgleich jeder Corporal nach französischem Reglement das Recht hatte, den Gemeinen bei Dienstvergehen zu bestrafen, der Sergeant seinerseits den Corporal u. s. w., so wurden diese kleineren Disciplinarstrafen doch, da sie vollkommen willkürlich und oft an der unrichten Stelle angewendet wurden, wenig beachtet. Das gewöhnlichste Laster geworbener Heere, die Trunksucht, herrschte hier in Italien bei billigem Weine und gutem Solde ganz besonders. Trunk an und für sich wurde nicht bestraft, wenn derselbe nicht Anlaß zu andern Vergehen gab. Das provisorische Militär-Gesetzbuch, welches im Jahre 1852 von einer Commission päpstlicher Offiziere ausgearbeitet wurde, hat bis zu Ende bestanden und ist nie durch ein besseres, auf das Recht basirtes, ersetzt worden. Man sprach darin nur von Tod und Galeere; der erstere kam nie zur Ausführung, und die letztere, welche oft auf menschenrechtshänderische Weise an jungen Menschen einer Uebereilung wegen angewendet wurde, verfehlte ihren Zweck; denn ein Bagno war wie im Neapolitanischen so auch im Römischen niemals ein Besserungshaus, sondern eine Verkümmerngsanstalt für Leib und Seele.

Was also die päpstliche Armee vor General Lamoricière hätte leisten können, in wie weit sie ihrem Zwecke entsprochen hätte, falls die italienische Bewegung ein Jahr früher sie erreicht hätte, ist aus dem Gesagten für den Leser leicht ersichtlich.

Als Pius der Neunte und seine Kardinäle die Nothwendigkeit einsahen, der um sich greifenden italienischen Einheitspartei gegenüber sich besser zu rüsten, als bisher, fehlten dazu die beiden wichtigsten Erfordernisse, erstens das Geld und zweitens ein Mann, der gleich Wallenstein im Stande gewesen wäre, im Nu ein Heer zu schaffen und zu organisiren. Für Geld sorgte die katholische Christenheit, welche aus Deutschland, Irland, Spanien und Frankreich nicht unbeträchtliche Summen nach Rom spendete. Den Feldherrn schaffte der damalige Pro-Minister des Krieges, de Merode, welcher in der Person seines früheren Freundes und Kampfgenossen, des in Belgien lebenden ehemaligen französischen Generals J. de Lamoricière ganz den Mann gefunden hatte, welcher jener schwierigen Aufgabe gewachsen schien. Er führte ihn, nachdem es den vereinten Bitten des Freundes und des Papstes gelungen, ihn für den Plan zu gewinnen, aus Belgien, wo der General bisher im Schooß seiner Familie gelebt, wie im Triumphe nach Rom. — General Lamoricière, ein kleiner, untersehter Mann von einigen fünfzig Jahren, mit einem ziemlich martialischen Gesicht, aus welchem aber trotz des französischen Knebelbartes mehr Güte als Strenge spricht, trat in allen Dingen kurz und ent-

schieden auf. Bisweilen aufbrausend, liebenswürdig im Umgange mit Jedermann, kurz und gerecht, wie sich's für den Militär gebührt, ergab er sich mit wärmstem Eifer der Sache, welcher zu dienen er sich einmal verpflichtet hatte. Leider leidet er hin und wieder an der Gicht, die wohl eine Folge seines afrikanischen Soldatenlebens ist. Er übernahm ungesäumt das Obercommando über sämtliche päpstliche Truppen und verpflichtete sich gegenüber der Regierung, im Zeitraume eines Jahres ein Heer zu gründen, welches, der Größe des Staates angemessen, 30000 Mann stark und hinreichend ausgebildet sein sollte, um die Bürgschaft für die innere Ruhe und Sicherheit des Landes übernehmen, sowie auch revolutionäre Stöße von Außen abschlagen zu können. Dagegen übernahm die Regierung ihrerseits die Verpflichtung, jede dazu erforderliche Geldausgabe ohne Weiters zu bewilligen. Sofort wurden im östreichischen Kaiserstaat außer Wien, wo bereits vorher ein Werbedepöt gegründet worden war, noch in Prag und Triest Depöts eröffnet. Lamoriecières Ruf zog verschiedene der damals nach dem italienischen Feldzug entlassenen östreichischen und französischen Militärs an. Ferner stellten sich manche seiner ehemaligen Zuaven bei ihrem alten Scipio Africanus ein; dann traten von den kurz vorher aufgelösten neapolitanischen 4 Schweizerregimentern viele Soldaten in den Dienst des Papstes. Endlich meldete sich auch eine nicht unbedeutende Schaar irischer Rekruten, denen später andere Trupps folgten. Der neue General en chef entwickelte eine Thätigkeit, wie sie bis jetzt im Kirchenstaat ungekannt war. Mit fast unumschränkter Vollmacht versehen, hatte er nur ein Wort zu sagen, so folgte auf dem Fuße die Ausführung, während bei den frühern eingerosteten Zuständen das kleinste Project Jahre zu seiner Verwirklichung bedurfte. — Sein erstes Werk war, die bereits bestehenden Truppen zu inspiciern, und hierbei traf er sofort große Veränderungen. Alte, unfähige Offiziere wurden ohne Weiters fortgeschafft, und an deren Stelle traten junge Leute, welche in seiner Gegenwart eine Art Dienstexamen practisch ablegen mußten. Er bestimmte, daß alle neu zu ernennenden Offiziere aus dem Unteroffizierstande der Regimentern hervorgehen sollten, und verwarf das alte System als unmilitärisch und verächtlich. Da er die neu zu organisirende Armee der afrikanischen nachzubilden gesonnen war, befohl er, daß ohne Verzug die Ezako's, Waffenröcke und Infanterie seitengewehre abgegeben würden, so wie auch einige sonstige überflüssige Kleinigkeiten, welche die Tornister unnützlich beschwerten; statt der Tuchhosen wurden für den Sommer leinene eingeführt, und die ganze Armee mit tragbaren Zelten versehen.

Ancona, Viterbo und Perugia waren die eigentlichen Formations-Garnisonen für die neu zu errichtenden Corps, und es entstanden neu: 5 Bataillone Bersaglieri, die wir deutsch: östreichische Jäger nennen wollen, 1 Bataillon Carabinieri oder Schweizerjäger, 1 neues Bataillon einheimischer Jäger (Cac-

ciatori), 2 Halbbataillone inländischer Infanterie, 1 Bataillon Zuaven und 1 Bataillon Franco-belgico, welches letztere namentlich seiner guten Elemente wegen ein Elitenbataillon genannt werden konnte; die alten Regimenter machte man vollzählig. Die Artillerie wurde von 2 auf 11 Batterien gebracht, von denen 1 schweizerische, 3 rein italienische, 2 rein österreichische, die übrigen 5 gemischt waren, jedoch ebenfalls meist aus Oestreichern bestanden. Für die Artilleriearbeiten entstand 1 Handwerks-Compagnie, für die Hafenverteidigung Ancona's eine Compagnie Mariniers und für die Festungsbauten eine Genie-Hilfscompagnie. Die Cavallerie endlich, als die Waffe, welche des Terrains wegen im Römischen am wenigsten anwendbar ist, wurde nur durch eine Schwadron österreichischer Chevauxlegers vermehrt. Er selbst, General Lamoricière, erhielt als Leib- und Ehrenwache eine Abtheilung Guiden zu Pferde, französische Herren altadeliger Familien, welche es sich zur Ehre rechneten, ohne Sold im Gefolge des päpstlichen Feldherrn zu dienen und das Faubourg St. Germain in Paris mit dem Strapazenleben eines wahrscheinlichen Feldzuges zu vertauschen. Den Generalstab seiner Armee bildete sich Lamoricière aus einigen der erfahrensten und tapfersten ehemaligen Offiziere der französischen und österreichischen Armee.

Leider mangelte noch vieles an der Bewaffnung der Armee. So war zu beklagen, daß die für die österreichischen Jäger bestellten Stutzen nicht rasch genug geliefert werden konnten. Die Artillerie ferner litt sehr durch die Verschiedenartigkeit des Kalibers ihrer Geschütze, indem dieselben theils Geschenke verschiedener Potentaten, theils alt und gebraucht waren. Deshalb waren die Pulverarbeiten im Laboratorium auch bedeutend erschwert. Die Festungs-Artillerie besaß fast nur alte eiserne Kanonen, von schwerem, aber ebenfalls sehr verschiedenem Kaliber, sodann machte sich namentlich auch Mangel an Wurfgeschützen (Mörsern und Haubizen) fühlbar.

In der Armee mußte sich General Lamoricière sehr viel Zutrauen zu verschaffen, wozu allerdings sein Name selbst bedeutend beigetragen haben mag. Die Liebe der Soldaten suchte er sich durch materielle Begünstigungen zu erwerben: die Feldzulage wurde als beständig zum Sold gehörig permanent eingeführt, die „vivres de Campagne“, zuerst nur für marschirende Truppen, nachher ebenfalls als beständige Competenz des Soldaten betrachtet. Diese vivres de Campagne bestanden in der unentgeltlichen täglichen Lieferung von Kaffee, Fleisch und Wein, welcher letztere im Nothfall auch durch Branntwein ersetzt wurde; hauptsächlich aber wurde der General deswegen verehrt, weil seine militärische Gerechtigkeit einem Jeden, der Fähigkeiten besaß, den Weg zum Avancement oft mit Ueberspringung mehrerer Grade öffnete.

Für die Ausbildung der Truppen zu wahren Feldsoldaten wurde Nichts verabsäumt. Jedes Bataillon, welches neu formirt war, begann sofort zu

marschiren, oft wochenlang hintereinander, um sich an die 4—6 deutsche Meilen langen Etappen im Römischen zu gewöhnen, und Sack und Pack im dortigen Klima unter brennender Sonne tragen zu lernen. Die Nacht wurde meistens im Zeltlager zugebracht. Lamoricière ließ dann aus mehreren bereits einmarschirten Truppentheilen größere Uebungslager beziehen und prüfte in größern und kleinern Manövern die Fähigkeiten der Stabs- und Subalternoffiziere, sowie die Ausbildung der Leute. —

In administrativer Hinsicht theilte er das ganze Land in die 5 Militärdivisionen: Viterbo, Perugia, Spoleto, Ancona und Pesaro. In jeder derselben war entweder ein General oder ein höherer Stabsoffizier der militärische Truppenkommandant, während die Unter-Intendanten für die richtige Verpflegung und Kasernirung verantwortlich waren. Wehe dem, dessen Schuld es war, daß nur das Geringste mangelte!

Aber nicht nur in militärischer, sondern auch in staatsbürgerlicher Hinsicht griff der Obergeneral energisch für das Wohl des Staates ein. Er ließ unter Anderm neue Telegraphenlinien legen, beschäftigte arbeitsuchende Leute bei Eisenbahn- und Festungsbauten, bekümmerte sich um die Gasbeleuchtung u. s. w. Für sein einziges festes Reduit, Ancona, that er soviel als irgend möglich war. An den Festungswerken, welche von den Desfreichern nach und nach wieder erneuert und erweitert, jedoch lange noch nicht vollendet waren, beschäftigte er täglich mehrere hundert Arbeiter, theils Militär, theils arme Bürger, und so entstanden als Festungswerke neu unter ihm die Lunette San Stefano und Monte Gardetto, welcher letztere gänzlich geschleift war, ebenso schuf er für die Hafenvertheidigung mehrere verschanzte Strandbatterien. Der Hafen selbst wurde gegen einen Ueberfall feindlicher Schiffe durch eine Riesenkette gesperrt, und in demselben entstand eine kleine Flotille: 4 Fischerbarcken wurden zu Kanonierschaluppen, und 2 alte hölzerne Baggerfahrzeuge (Hafenreinigungsmaschinen) zu schwimmenden Batterien umgewandelt. —

Der General selbst war niemals stabil an einem Orte, sondern verwendete den größten Theil seiner Zeit auf Inspections-Reisen aus einer Militärdivision in die andere. Seinen eigenen Reisewagen benutzend, flog er stets unter Begleitung weniger berittener Gensdarmen von Ort zu Ort, indem er womöglich niemals hin und zurück dem gleichen Wege folgte. In der Regel kam er an, ohne daß die militärischen oder Civil-Autoritäten davon benachrichtigt waren.

Als die Erfolge Garibaldi's im Süden eine Landung seiner Freiwilligen an irgend einem Orte des Kirchenstaates erwarten ließen, und zugleich bei der immer sichtbarer werdenden Gährung im Volke der Ausbruch einer Revolution zu befürchten stand, mußte auch General Lamoricière auf alles gefaßt sein und eine strategische Stellung einnehmen. Rom selbst brauchte nicht beachtet

zu werden, da dort die Franzosen standen, und deshalb eine Landung an der Küste des mittelländischen Meeres nicht wohl thunlich war. Der General en chef wählte deshalb mit dem Gros seiner Armee die Stellung in der zwischen Suligno und Spoleto gelegnen Ebene, von wo er in wenigen Märschen an jedem bedrohten Punkte sein konnte. Im Norden waren lediglich Viterbo und Perugia mit eigentlichen Garnisonen, und Pesaro nur mit einem kleinen Detachement besetzt. In Ancona befanden sich außer den Depôt-Compagnien mehrerer Corps nur 1 und  $\frac{1}{2}$  österreichisches Bersaglieri-Bataillon, 2 Batterien Feld-Artillerie und die Festungs-Artillerie. In Macerata stand ebenfalls eine kleine Marschbrigade, die aus 2 Jägerbataillonen und einer Feldbatterie zusammengesetzt war. Die Gensdarmmerie war über das gesammte Land vertheilt, wie gewöhnlich.

So stand diese kleine Armee, gewiß der Mehrzahl nach voll Vertrauen auf ihren Führer, muthig in eine kriegerische Zukunft blickend, als ihr von einer ganz unerwarteten Seite her der Untergang bereitet werden sollte.

M. v. A.

### Preußens Politik.

Die Turiner Note des Herrn v. Schleinitz — bereits so viel besprochen und begutachtet — bezeichnet einen Wendepunkt der öffentlichen Meinung in Deutschland. Sicherlich war das nicht die Absicht Derer, welche die Geschicke Preußens gegenwärtig in der Hand halten. Sie haben kein Urheil ahnend diese Begutachtung einer fremden Politik abgesandt, wahrscheinlich in dem Selbstgeföhle, daß es ehrlich und zeitgemäß sei, auch hier eine Ueberzeugung auszusprechen. So mag der preußischen Regierung selbst überraschend gewesen sein, wie dies Altensstück, und noch mehr die ungeschickten Erläuterungen in der Preußischen Zeitung und leider auch im Preußischen Wochenblatt auf die öffentliche Meinung gewirkt haben. Die Regierung konnte sich in den Augen der Deutschen kaum größeren Schaden thun. Hatte sie denn so feste andere Bundesgenossen gewonnen, daß ihr gleichgültig sein durfte, was alle die von ihr dachten, welche die Interessen und den Beruf Preußens höher und stolzer fassen, als sie selbst? Sag denn so wenig an der Popularität des erlauchten Herrn, welcher jetzt Haupt und Hoffnung der Preußen ist, daß man